

Als wir uns noch wehtun durften...

Erinnerungen

Lo Padi

© 2021 Lo Padi

Umschlaggestaltung und Fotos: Lo Padi

Verlag: myMorawa von Dataform Media GmbH, Wien
www.mymorawa.com

Paperback 978-3-99129-112-1

Hardcover 978-3-99129-113-8

e-Book 978-3-99129-114-5



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Gewidmet jenen Generationen,
welche uns ein Leben
in Freiheit und Wohlstand
ermöglicht haben.



Inhaltsverzeichnis

Prolog	8
„Die Mamm“	13
Mach den Mund auf!“	17
„Dati“ und die Zigeuner	20
Das Böcklein	23
Milchhaut.....	26
Der Briefträger und sein Schutzengel	28
Anton.....	30
Weihnachtswunder	32
Was sonst noch auf der Welt geschah. 1950 -1970	34
Guten Morgen, haha!	40
Lieblingscafé.....	42
„Schickimicki“- Bar.....	45
Fahrschule „infernale“	49
Gesucht und gefunden.....	51
Wenn Psychologen irren	53
Was sonst noch auf der Welt geschah. 1972-1980	56
Adieu, treuer Freund.....	59
„Bim Bam“	62
Heldin des Tages	64
Noch ein Glas Wein?	66
Love is Blue	68
Schnapsidee	71
Auf Kollisionskurs	73

Weihnachten „Down Under“	75
Was sonst noch auf der Welt geschah. 1993-1998	78
Ausgerechnet Salzburg	82
Abgang	85
Selbstheilung	88
Liebingsbar	90
Was sonst noch auf der Welt geschah. 2000-2010	92
Die Neue	96
Glück	98
Der Sternenweg	100
Der Putzi–Blick	102
Die diebische Elster	104
Guter Mond?	106
Albtraum	108
Was sonst noch auf der Welt geschah. 2010-2021	110
Epilog	111
Herzlichen Dank	112
Über die Autorin	114
Mehr von Lo Padi	115

NICHT DIE DINGE SELBST MACHEN UNS
GLÜCKLICH ODER UNGLÜCKLICH,
SONDERN ALLEIN
UNSERE VORSTELLUNG DAVON.
(Epiktet)

Prolog

Dieses Buch enthält ausgewählte Kurzgeschichten aus meinen bisherigen Veröffentlichungen und ist eine Ergänzung zur Reiseerzählung, *Wenn Fische fliegen lernen*. Es beschreibt die Zeit vor und nach meiner Weltumsegelung.

Die letzten Monate, in denen die ganze Welt den Atem angehalten hat, haben mich ebenfalls dazu inspiriert, über die Jahrzehnte davor zu schreiben. Es darf nicht vergessen werden, wie ein Leben ohne irrationale Angst und in Freiheit aussieht.

Ein Naturgesetz sagt, dass nichts so bleibend ist wie die Veränderung. Der ständige Kampf um Macht und Vorherrschaft wird nie enden.

So wie früher wird es nie wieder sein, – das höre und lese ich besonders oft. Warum lassen wir uns das einreden? Von Schockstarre über Rebellion bis hin zur devoten Obrigkeitshaltung nehme ich zurzeit alles wahr, auch in meinem engsten Umfeld. Die Frage, die ich mir stelle, ist: Wem nützt es? Einige meinen, es zu wissen und ernten Ablehnung dafür, denn vieles davon klingt unglaublich. Gleichzeitig überholt die Realität die „Verschwörungstheorien“. Woran kann man denn überhaupt noch glauben?

Ein mit Bauernschläue gesegneter Mann antwortete einmal auf die Frage, woran er den glaube, Folgendes:

„Ich glaube, dass aus einem guten Rindfleisch eine gute Suppe wird.“

Wissen Sie was, – das glaube ich auch.



1958 - 1970

KINDHEIT
UND
WURZELN

Die ersten acht Episoden in diesem Buch handeln von Erinnerungen an ungestüme Kindheits- und Jugendjahre.

Mein Großvater hatte das Naziregime für sich zu nutzen gewusst, sprach aber nur selten über diese Zeit vor meiner Geburt. Er war ein eingefleischter Sozialist, was innerhalb der Bauernschaft eine Rarität war. Er erzählte oft, wie es sich angefühlt hat, wenn die Christlichsozialen einen seiner Arbeitskollegen wegen seiner politischen Meinung hinrichteten.

Großvater war schon immer anders als alle anderen. Aber vor allem war er ehrgeizig. Sonst hätte er es wohl nicht vom armen Eisenbahner und ‚Kleinhäusler‘ zum angesehenen Gutsbesitzer gebracht. Zu seinem ersten Bauernhof in Hinterberg drang vom allgemeinen Weltgeschehen nicht viel durch. Wir lebten in unserer bäuerlichen Blase. Unser Leben war selbstbestimmt und frei.

Was mich selbst anbelangte, wurde nicht viel Aufhebens gemacht. Als Einzelkind war ich meistens mir selbst überlassen. Das führte dazu, dass ich zu vielen Menschen in einer Person wurde. Ich redete oft mit mir selbst, schlüpfte in die Rolle meiner Teddys und Puppen und hielt eifrig Zwiegespräche mit ihnen. Wenn ich mir während meiner ausgedehnten Streifzüge durch die Natur einmal wehtat, machte niemand eine Tragödie daraus, im Gegenteil: Es war kaum der Rede wert. Ein bisschen Arnika-Tinktur auf die Schramme und der Fall war erledigt. Diese brannte zwar höllisch, aber dadurch war sichergestellt, dass ich denselben Blödsinn nicht noch einmal machen würde.

Eigene Erfahrungen sammeln, lernen und das Unbekannte erforschen – das war meine Kindheit.

Später, als wir nach Kärnten übersiedelten und ich schon ein wenig älter war, hockte ich mit den Nachbarskindern in der

ausgedienten Bienenhütte und wir spielten Doktor. Das fanden wir alle ungemein spannend.

Wir waren weitestgehend abgeschottet von den Problemen der „Kopferten“ in der Stadt. Die Kopferten waren für meinen Großvater jene Menschen, die sich hinter ihren Schreibtischen jeden Tag neue Schikanen für die armen Bürger ausdachten. Mein Dati, wie ich ihn nannte, war für mich wie ein Vater, denn ich wuchs bei den Großeltern väterlicherseits auf. Meine Mutter war bei meiner Geburt siebzehn und unverheiratet, was in der damaligen Zeit noch ein Skandal war.

„Sobald ich wusste, dass deine Mutter schwanger ist, hat sie mich nicht mehr interessiert“, erzählte mein Vater später. In diesen Angelegenheiten war er sehr ehrlich. Während er mir diese unangenehme Wahrheit sagte, sah er mich mit demselben treuherzigen Blick an, mit dem er vermutlich auch meine Mutter herumbekommen hatte.

Sie lebte in dem Traum, vom landwirtschaftlichen Lehrling zur Herrin auf dem Hof aufzusteigen. Es waren romantische Fantasien eines jungen, verliebten Mädchens.

In einem der Briefe an ihre Eltern schrieb sie zum Beispiel: „Ich reite jeden Tag auf einem weißen Schimmel.“, obwohl es am Hof der Großeltern nur Haflinger gab. Dass ich bei den Großeltern aufwachsen würde, entschieden beide Elternteile über den Kopf ihrer Kinder hinweg. Viele Jahre später beklagte sich meine Mutter bei mir darüber: „Sie haben dich mir weggenommen, wie einer Kuh das Kalb!“ Als ich meine Oma dazu befragte, meinte sie nur:

„Das war damals so, das verstehst du nicht!“

Für meine Großeltern war ich zudem der Ersatz ihrer früh verstorbenen ersten Tochter. Sie gaben mir sogar ihren Namen.

Dazu bleibt mir ein Erlebnis unvergessen: Als ich eines Tages, ich war ungefähr fünf Jahre alt, in die Küche kam, hörten plötzlich alle auf zu essen und starrten mich an. Nach einem kurzen Moment sagte mein Onkel mit bedeutungsvollem Unterton: „Wie die Eva!“ Die anderen nickten, dann aßen sie weiter. Ich begriff erst nicht, glaubte aber, dass sie meinten, dass ich aussah wie meine Lieblingskuh im Stall, die denselben Namen trug. Dass es sich bei „Eva“ um den Namen meiner Mutter handelte, konnte ich natürlich nicht ahnen. Sah ich wie die Kuh aus, nur weil ich zu oft bei ihr war? Das machte mir Angst! Ich rannte zum Spiegel, um zu sehen, wie groß die Ähnlichkeit bereits war.

Obwohl höchstens vier oder fünf Jahre alt, kann ich mich noch genau daran erinnern. Es ist erstaunlich, wie sich so etwas in einem kleinen Kind unauslöschlich einprägen kann. Erst Jahre später, als ich begann, Fragen zu stellen, klärte mich Oma über meine Mutter auf. Sofort kam mir diese Geschichte in den Sinn. Als ich 21 war, beschloss ich, gemeinsam mit meiner besten Freundin nach meiner Mutter zu suchen. Wir fanden schnell heraus, wo sie wohnte, und fuhren, ohne uns vorher anzukündigen, hin. Sie war, sagen wir, „überrascht“ und geriet etwas außer sich. Ich war zwar aufgeregt, aber große Gefühle stellten sich nicht ein. Diese Frau, die gerade vor mir stand und der ich tatsächlich wie aus dem Gesicht geschnitten war, war zwar meine Mutter, aber dennoch eine Fremde. Meine Großeltern waren meine Eltern, seit ich denken konnte, und in diesem Moment wurde mir klar, dass es immer so bleiben würde.

„Die Mamm“

Meine Großmutter, die Anna hieß, aber von allen nur Mamm genannt wurde, erhielt sich trotz vieler Schicksalsschläge ihr humorvolles Wesen. Sie lachte viel, liebte Musik und tanzte leidenschaftlich gerne. Ihre Mutter wiederum entstammte einer alten deutschen Sippe mit weitverzweigtem Stammbaum. Deren Mann war Gastwirt und Ökonomierat und somit ein angesehener Bürger in unserer kleinen Dorfgemeinde.

Die Mamm und ihre drei Geschwister wuchsen behütet in einem gutbürgerlichen Haushalt auf. Als sie siebzehn war, änderte sich ihr Schicksal allerdings dramatisch: Sie verliebte sich in den Falschen. Da sie – davon waren ihre Eltern felsenfest überzeugt – „etwas Besseres“ verdient hatte, war der Auserwählte, wie man heute sagen würde, ein ausgesprochenes „No-Go“. Sein Unglück war, dass er aus ärmlichen Verhältnissen kam. Stefan, so hieß mein Großvater, lebte mit seiner Familie in in ärmlichen Verhältnissen. Der Besitz bestand aus einer winzigen Keusche und ein paar Schweinen. Um seine Familie zu ernähren, musste er zusätzlich bei der Bahn im Gleisbau arbeiten. Sie nannten ihn abfällig einen „Kleinhäusler“.

Stefan, so hieß mein Großvater, war ein attraktiver Mann. Obwohl, oder vielleicht auch gerade weil, er damals in den Dreißigerjahren der Zunft der Wilderer angehörte, hatte sie sich in ihn verliebt. „Wenn du den heiratest, bist du für uns gestorben“, drohten ihre Eltern. Das war Anna egal. Sie wurde schwanger. Unehelich. Ein Skandal!

Das Kind, mein Vater, kam im Haus von Annas Eltern zur Welt. Er sah seinen Sohn nur dann, wenn seine Schwester, die als

Einzige im Haus geduldet wurde, seinen Sohn an das Fenster brachte. Allen Hindernissen zum Trotz beschlossen die beiden zu heiraten. Großvater arbeitete hart, um das Geld für die Hochzeit aufzutreiben. Er wollte seiner Anna den schönsten Tag ihres Lebens bereiten und für eine Hochzeitsreise nach Italien musste es auch noch reichen.

Dann kam der große Tag. Am frühen Morgen öffnete Anna in der Hoffnung auf Vergebung zaghaft die Tür zum Schlafzimmer ihrer Eltern. „Ich wollte mich nur von euch verabschieden“, flüsterte sie. Keine Antwort. Ihre Eltern würdigten sie keines Blickes. Stattdessen drehten sie ihr im Bett liegend den Rücken zu.

Bis heute verstehe ich die Härte meiner Urgroßeltern nicht. Wenn ich meine Mamm später darauf ansprach, antwortete sie in gewohnter Weise: „Kind, das verstehst du nicht, das war damals so.“

Nach der Hochzeit wurde Annas Leben nicht leichter. Sie lebte todunglücklich in der winzigen Keusche und zu allem Überflus musste sie auch noch die Eifersucht ihrer Schwiegermutter ertragen. Schuld daran war der Schwiegervater. Er stellte ihr nach und belästigte sie, wo und wann er nur konnte. Sie wurde wieder schwanger und schenkte drei weiteren Kindern das Leben. Die älteste Tochter starb mit zwölf Jahren an Kinderlähmung. Das zweite Mädchen kam gehörlos zur Welt. Dennoch ließ sich meine Oma nicht unterkriegen und entwickelte mit den Jahren einen ziemlich schrägen Humor.

Ein Beispiel dafür war folgende Geschichte:

Mit zwölf Jahren stürzte ich beim Schifahren und schlug mir dabei einen Vorderzahn aus. Zufällig stand bei Oma zur selben

Zeit ein Besuch beim Zahnarzt an. So kam mein Malheur gerade recht. Dieser Pragmatismus war typisch. Es wurde zwar geschimpft, aber gleichzeitig darauf geschaut, das Beste daraus zu machen.

Nach dem Besuch in der Ordination hatte ich noch immer eine Lücke im Oberkiefer und Mamm musste ihre Prothese beim Zahnarzt lassen. Wir sahen beide alles andere als ansprechend aus. Trotzdem bestand sie darauf, uns etwas Gutes zu gönnen, und schleppte mich ins nächstgelegene Kaffeehaus. Ich sträubte mich. Aber sie gab nicht nach.

Bei Kaffee und Kuchen alberte sie herum. Zahnlos grinste sie mich hinter einer Serviette an. Die schwarze Höhle in ihrem Gesicht sah in meinen Kinderaugen schrecklich aus. Außerdem war es mir peinlich. Ich hatte Angst, jemand könnte uns beobachten. Aber Oma hörte nicht auf und machte immer neue Faxen. Sie wollte mich mit allen Mitteln zum Lachen bringen. Mir war gar nicht danach zumute. Ob es ihr schließlich doch gelungen ist, - daran kann ich mich nicht mehr erinnern.



Mach den Mund auf!“

Eines der eindrucklichsten Kapitel meiner Kindheit war mein erster Besuch beim Zahnarzt. Meine Backe war dick geschwollen und an der Zahnwurzel attackierten Bakterien den Nerv. Der Schmerz trieb mir die Tränen in die Augen. Oma, die schon einiges von ihrer sturen Enkelin gewohnt war, ahnte nicht, was noch alles auf sie zukommen würde. Ich hatte mir fest vorgenommen, den Mund nicht zu öffnen – komme, was wolle.

Bis zu jenem Tag kannte ich von der Ordination nur das Wartezimmer. Oma nahm mich immer mit, wenn es Probleme mit ihrem Zahnersatz gab. Ich freute mich, denn mir gefielen die vielen Zeitschriften mit den bunten Bildern, die im Wartezimmer auflagen. Illustrierte gab es zu Hause nicht und es war eine Freude, in diese fantastische Welt einzutauchen. Ich verlor mich vollkommen in diesem bunten Blätterwald. Nur das entsetzliche Sirren des Bohrers vermochte mich wieder in die Realität zurückzuholen. Zusätzlich erinnerte mich das Geräusch daran, was mir noch bevorstand. Ich setzte auf den altbewährten Fluchtmodus.

„Es tut gar nicht mehr so weh. Lass uns nach Hause gehen“, versicherte ich im Brustton der Überzeugung. Ein Blick von Oma genügte. Es gab kein Entrinnen. Schon bald musste ich zu diesem schrecklichen Mann mit der dicken Brille und dem weißen Kittel. Er würde mir ganz bestimmt sehr weh tun.

Dann war es so weit: Schneller als mir lieb war, öffnete sich die Tür zum Behandlungsraum und die Assistentin rief fröhlich „Der Nächste bitte!“.

Eigentlich war ich ein furchtloses Mädchen, kletterte auf die höchsten Bäume, spielte in reißenden Bächen und raufte mit den stärksten Buben. Aber dort hinein in die Ungewissheit gehen zu müssen, das machte mir Angst. Nun lag es an mir, das Schlimmste abzuwenden.

Oma fasste beherzt meine Hand und schritt entschlossen über die Schwelle. Sofort fiel mir der Marterstuhl ins Auge. Sie musste sich sehr anstrengen, mich in seine Richtung zu zerren. Der Zahnarzt ignorierte mich vorerst und säuselte meiner Oma zu, dass er sich freue, sie zu sehen, fragte, wie es denn meinem Großvater ginge und ließ ihm als Jagdkollegen schöne Grüße ausrichten. Dann war ich an der Reihe. „Setz dich auf den Stuhl“, sagte er freundlich. Ich ließ mir Zeit.

Langsam und umständlich kletterte ich hinauf.

Als ich endlich oben saß, blendete mich das grelle Licht einer riesigen Lampe und ich kniff die Augen zusammen. Dann kam das Kommando: „Mund auf.“ Ich verzog keine Miene. „Mach den Mund auf!“, sagte der Arzt. Nun schon etwas lauter. Meine Lippen blieben, wie sie waren. Geschlossen. Niemand würde sie je auseinanderbekommen. Schon gar nicht dieser unfreundliche Mann! „Mund auf!“ Ich blieb stur. Auch Oma verlor langsam die Geduld. „Kind mach endlich den Mund auf!“, rief sie verärgert aus dem Hintergrund. Doch auch sie war in diesem Moment chancenlos, denn wenn ich mir was vorgenommen hatte, zog ich es durch. Mein Mund blieb verschlossen. Basta!

Schließlich verließen wir die Ordination unverrichteter Dinge.

Bis nach Hause fiel kein einziges Wort. Aber sobald die Tür ins Schloss gefallen war und wir im Vorhaus standen, ging das Donnerwetter los. Sie hätte sich in ihrem ganzen Leben nie so geschämt, lamentierte Oma lautstark. Das konnte sie recht gut,

wenn sie zeigen wollte, wie enttäuscht sie von einem war. Es war mir egal, denn ich war froh, dem Ganzen entronnen zu sein.

Die Freude währte nicht lange. Schon nach wenigen Stunden begann es im Zahn erneut zu pochen. Schlimmer denn je. Meine Sturheit zeigte erste Risse. Und irgendwann, als der Schmerz nicht mehr zum Aushalten war, machten wir uns wieder auf den Weg.

„Dati“ und die Zigeuner

Als kleines Kind hatte ich kaum eine Vorstellung über die Welt, die über mein Heimatdorf hinausging. Keine andere Sprache als der steirische Dialekt kam jemals über meine Lippen. In diese ländliche Kultur wurde ich hineingeboren. Etwas anderes hatte ich nicht gelernt. Und so fehlte es mir an nichts, weil ich ja nichts anderes kannte.

Großvater war ein Patriarch. Oma eine Geduldige. Vor lauter Arbeiten kam sie ohnehin nicht zum Nachdenken. Obwohl aus einem gutbürgerlichen Haus, hat sie sich nie über ihr hartes Leben an der Seite ihres Mannes beklagt. Sie hat den „Kleinhäusler“ geliebt und dafür vieles hingenommen. Beide haben Tag und Nacht geschuftet und außerdem vier Kinder großgezogen. Kinder liefen damals eher nebenbei und hatten vor allem nicht lästig zu sein. Zudem erzog Großvater seine Kinder mit äußerster Strenge. Sein ältester Sohn, mein Vater, befreite sich als erwachsener Mann von der Tyrannei und heiratete in den Bauernhof seiner Frau ein. Mich, die er mit einer flüchtigen Liebschaft gezeugt hatte, ließ er zurück. Wenn ich ehrlich bin, war ich ganz froh darüber. Wir hatten nie eine enge Beziehung.

Den Hof musste jetzt sein Bruder übernehmen. Ob er nun wollte oder nicht. Er wäre viel lieber Fotograf geworden, aber obwohl er sehr talentiert war und es sich sehnlichst wünschte, hatte er keine Wahl. Schließlich ordnete er sich unter und blieb als künftiger Erbe am Hof.

Ich war nur ein kleines Puzzleteil in dieser Familie. Umgeben von den Großeltern, der Tante, dem Onkel mit seiner Frau und ihren Kindern und dem Vieh im Stall. Als ich fünf Jahre alt war,